

21]

## Niobe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Jonas Lie.

Minka fühlte sich wieder unter dem Einfluß des drohenden, finsternsprühenden Blickes, der den ihren bannte, und sie merkte, wie ihre Widerstandskraft zu schwinden begann. Er stand da mit einem grausamen Lächeln wie jemand, der mit Wollust ein Tier quält und es dabei beobachtet, und mit bleichem Hohn sagte er:

„Du kannst es erreichen, mir gleichgültig zu werden, kannst Dich jedoch niemals von meinem Willen loslösen.“

Es flammte plötzlich wieder auf in ihr, die Lippen verzogen sich und sie warf sich hintenüber halb wie im Krampf.

„Ach, hätte ich Dich doch niemals, niemals kennen gelernt!“ schrie sie ganz außer sich, und sich mit Anstrengung losreißend, machte sie einige Schritte, als wolle sie vor ihm fliehen.

Barberg lächelte schadenfroh. „Sei überzeugt, sei fest überzeugt, daß Du wie der Vogel in meiner Hand bist, wohin Du auch flatterst.“

Er küßte den Hut hoch, grüßte ironisch und entfernte sich schnell.

Minka starrte ihm betäubt nach, bis er, ohne sich umzusehen, unten zwischen den Säulen verschwand.

Tor, der Hofhund, bellte und kläffte und stieß allerlei gewalttame Schllaute aus. Kjel ließ ihn unter munteren Zurufen über den Stock und über sich selber springen, während er auf die Treppe zu eilte. Dort faßte er Maffi um die Taille und schleuderte sie vor sich ins Zimmer hinein.

„Zinsland, Sie hier? Guten Abend — Endre schon aufgestöbert, die Dichternase ist fein — singt ihr? Nicht daß ich jagen will, daß wir hier in der Gegend keine feine Nase haben, weiß Gott, der muß früh aufstehen, der uns besauern will, hi, hi, hi. Genialität, sehen Sie, Herr Poet, die ist gar vielfältig. Es giebt auch geniale Leute, die keine Verse schreiben. Nun, Minka, spiel' einmal etwas recht Brillantes, dann tanzen Schulkleib und ich. Nein, Scherz beiseite, dann singt uns Endre etwas vor, was taugt. Sie hätten ihn heute morgen Hamlet spielen sehen sollen, Herr Poet, das war wirklich, um inspiriert zu werden. Denken Sie nur, ein ganz unpoetischer Mensch wie ich, ein wahrer Bauer in der Beziehung, und hat es mich nicht derart benommen, daß . . .“

„Apropos, Mutter, solltest Du nicht ein halbes Glas Cognac haben? Ich habe heute freilich schon hinreichend von allem möglichen getrunken. Aber ohne weitere Umschweife, mir ist gerade nach einem friedlichen Gläschen zu Mute, oder vielleicht so viel, wie zu einem anständigen Toddy gehört, auf den hin man sich ausruhen kann. Bin heute in Veranlassung dieses Besuchs von Bankdirektor Wahl den ganzen Tag unterwegs gewesen, bei allen möglichen Leuten — das greift an. Ich begleite Dich hinaus, Mutter. Ich hab' die Absicht, die heilige Flasche, aus der Vater spendiert, ein wenig zu klemmen.“

Frau Vaarvig merkte, daß der Sohn das Bedürfnis empfand, sein Herz auszuschütten. Seit heute vormittag, als das Telegramm kam, als sie ihn den Bankdirektor hatte nennen hören und ihn dann hatte davonsfahren sehen, hatte die Angst ihr die Brust zusammengeschnürt, so daß sie kaum atmen konnte. Fortwährend hatte es ihr vor den Ohren geklopft: „Bankdirektor Wahl, Bankdirektor Wahl!“

Draußen in der Speisekammer schlug Kjel mit dem Fuß aus.

Sie sah, daß er blaß war, aber so froh, daß er kaum an sich halten konnte.

„Du, Mutter, das war ein Kampf, der schlimmste, der mir jedenfalls im Leben vorgekommen ist. Aber nun habe ich auch die Schlacht gewonnen, siehst Du. Früh genug, mich morgen wichtig zu machen — heute Abend will ich ausruhen. Ich habe den Bankdirektor in der Tasche, verstehst Du. Sag' kein Wort davon — aber er ist ganz in meiner Hand. Der ist sicher, der ist nicht sicher, unterzeichnet Kjel Vaarvig; so ein Schnörkel, siehst Du. Und wenn ich den Schnörkel anders herum mache,“ er machte eine Bewegung in der Luft, „so bedeutet das, daß er sich vorsehen soll —“

„Ach ja, gib mir nur erst ein kleines Glas mit purem Cognac, ich hab's wirklich nötig. Der Unterzeichnete, Dein Junge, Mutter, kann manchmal auch ein wenig Mitleid verdienen. Und nun ist er todmüde, todmüde, aber im übrigen sehr zufrieden, Du.“ lachte er.

Frau Vente sah in die von den Genüssen des Tages ziemlich umschleierten Züge des Sohnes. Die Zunge verbot ihm hin und wieder einmal bei dem eifrigen Reden.

„Ja, das thut gut — das ist gleichsam die blühende Spitze von den vielen zweifelhaften Gläsern und Getränken, Mutter. Um nichts in der Welt möcht' ich Dich in einer solchen Situation wissen, Mutter. Die Welt ist nicht so gut, Mutter. Noch vor Weihnachten bin ich Sparbankdirektor, Mutter. Aber erzählen möcht' ich Dir nicht, wie ich den Weg dahin gepflastert habe, nie und nimmer erzähl' ich Dir's, Mutter. Ja, Du mußt nicht denken, daß es sich um ein Verbrechen handelt. Aber, weißt Du, da ist so vielerlei, was —“ Kjel zog die Nase in die Höhe und schnüffelte, „was doch nicht so ganz mit der Tugend übereinstimmt, gerade nicht fein — fein, anständig ist —“

„Ja, siehst Du, um es Dir gerade heraus zu sagen, Mutter, aber Du mußt es nicht an den Vater erzählen, versprich mir das! Da kam dies Telegramm, ich glaube, Du hast mir wohl nichts Besonderes angemerkt, es war wirklich, als hätte sich es der Teufel selber nicht besser ausdenken können, wenn er dafür bezahlt worden wäre. Ich dacht' mir sofort, der Bankdirektor hätte wohl dies oder jenes in der Stadt von guten Freunden gehört.“

„Und dann mußte ich dreitausendundsiebenhundert Kronen in der Tasche haben, es nützte nicht, ihm ohne das Geld unter die Augen zu treten. Die Bank hatte meine Quittung, daß das Geld von der Waldcompagnie an die Kasse gezahlt war, und ich hätte es einschiden müssen. Aber dann, weißt Du, muß in einem Geschäft wie meines, zuweilen die eine Hand die andre waschen, Löhnung und Abzüge und dergleichen —“

„Dreitausendundsiebenhundert Kronen auf der Stelle! Oder auch, ja, da war dies „oder auch“. Faßte der Bankdirektor nur so viel wie eine Ahnung von einem Verdacht, so würde er angefangen haben, der Sache derartig auf den Grund zu gehen, daß nicht viel Heil geblieben wäre.“

„Mir blieb keine Wahl. Ich ging zu Simonen, was das Zeug halten wollte.“

„Dreitausendundsiebenhundert Kronen, Simonen, auf acht Tage, bis ich in der Stadt gewesen bin. Bis dahin Transport auf das ganze Holzlager.“

„Du kannst mir glauben, es ging schwer, aber es ging doch.“

„Und dann in fliegender Fahrt nach Hause.“

„Den galantesten Wirt von der Welt gemacht, Thekla in dress, überlegen, würdige Matrone und dabei gewissermaßen verwandt mit ihm, siehst Du. Aber hinterher ich wie ein hungriger Wolf mit ihm um die Finsen gekämpft, drinnen auf dem Comptoir, bis er schließlich einen dunkelroten Kopf hatte und ausrief, daß ihm nie im Leben eine ärgere Schinderei vorgekommen wäre. Er bekam förmlich Respekt vor mir.“

„Ja, wie Sie mit den andren fertig werden, lasse ich dahingestellt — ich kann Sie gebrauchen.“ sagte der Bankdirektor. „Sie werden ein reicher Mann, mein Freund!“

In Frau Ventes Gesicht suchte es, und sie schenkte das heiße Wasser in das Glas des Sohnes, so daß es überfloß.

„Wer von uns beiden ist eigentlich nicht so richtig bei Kassa in Bezug auf Balance, Mutter,“ lachte er, „so ein bißchen unsicher, wie? Das Wasser muß beträchtlich vermindert werden, Du, so — halb und halb — das läßt sich halten!“ Er nippte an dem Glas, indem er hineinging.

Frau Vaarvig stand wieder an der Speisekammerbank. Sie wiegte sich unruhig hin und her und atmete zuweilen tief auf. Dies schien ja auf dem besten Wege zu dem zu sein, was man Schwindel nannte.

Sie preßte und rang die Hände.

„Mein armer, armer Junge! Du bist weit über die Grenze hinaus, wo deine Mutter dir helfen kann.“

Der dämmerige Schein des Juliabends, der durch das Fenster drang, fiel auf ihr besorgtes Gesicht.

Da nähsten leichte, hastige Schritte, und Berthea steckte den Kopf zur Speisekammerthür hinein.

„Barberg ist schon gegangen, Mutter! Ich verdenk's ihm nicht, daß er es satt hatte, nur Lust zu sein. Minka ist jetzt ganz von Finsland in Anspruch genommen,“ eiferte sie geschwätzig; „nichts als Finsland. Sie überfah Barberg völlig: dieser Dichter und sie, die schweben so hoch, so hoch — und so ein Entzücken über dies sonderbare Lied von ihm, das Endre singt — Barberg ging gleich nachher.“

Frau Ventes Miene verzog sich bei dem Geklatsch der Tochter, das ihr mit jeder Sekunde unleidlicher zu werden schien. Jetzt floß der Tropfen über, und es zuckte wie helle Verzweiflung in ihrem Ausdruck auf. Eine blitzschnelle, schallende Ohrfeige war das Resultat.

„Boshaft und kleinlich!“ rief sie, während auf die erste Ohrfeige eine zweite folgte.

„Dies Haus ist ja jetzt rein wie . . . Welch' ein böser Geist ist doch nur einmal in Euch alle gefahren,“ rief sie laut, mit bebender Stimme, während die Tochter sich heulend gegen die Thür lehnte und die Mutter entsezt anstarrte, die zitternd vor Erregung da stand. „Was ich auch thue, und wohin ich auch gehe, so ist es, als wenn sich das Unglück festgesetzt hat. Aber ich sage Euch, sowohl Dir als auch Minka und Endre und Kjel, wenn es Euch so leicht wird, Euch darüber hinweg zu setzen, daß Ihr eine Mutter habt, die nicht weiß, was sie Euch alles zuliebe thun soll, die nichts thut, als Tag und Nacht an Euch denken und für Euch sorgen, dann kann es sich ereignen, daß auch ich eines schönen Tages dafür danke und sage: thut, was Ihr wollt, geht, macht, daß Ihr aus diesem Hause hinauskommt. Ich habe ja Arndt und Massi noch.“

„Aber, Mutter, Mutter!“ brüllte Berthea.

„Dies sind nicht meine Kinder. Was macht sich Minka aus mir, und Du — und Endre und Kjel, wenn Ihr Lust zu irgend etwas habt . . . Wenn ich es nur lassen könnte, mich noch ferner um Euch zu sorgen!“

Sie sank auf den Küchenstuhl nieder und barg unter heftigem Schluchzen ihr Antlitz in den Händen.

7.

Man machte Großvater Daarvig sehr den Hof; er mußte sich nach dem Kleinen auf dem Sägewerk umsehen, so oft es sich nur machen ließ. Und hatte er keine Zeit, so zeigten sie ihm den Enkel am Fenster, wenn er in seinem Karriol vorüberfaufte.

Er war in Bezug auf Vaard Kjelsen im Grunde seines Herzens sehr schwach — der Junge sollte auch Vaard nach ihm heißen — und Vaard Kjelsen Daarvig war auch ungewöhnlich vernünftig, so wie er da lag.

„Aber sein Doktor sein? Nein, dafür bedanke ich mich bestens. Geht zu dem neuen Arzt, zu Stenwia, der ist Spezialist für Kinderkrankheiten, hat Reisen in das Ausland gemacht.“

Großvater Daarvig hatte eine ganz eigne Bewegung mit dem Kopf, wenn er bei dem Sägewerk um die Ecke bog, zwischen dem Lärmen und Kreischen der Maschinen hindurch fuhr und über den Zimmerplatz und die Bretterstapel hinweg zu Kjels neuem Wohnhaus im Schweizerstil mit dem Zinddach und den großen Spiegelscheiben hinüberschaute. Es hatte wirklich den Anschein, als wenn sich Kjel auf dem besten Wege zu einer gesicherten Stellung befände. Es ließ sich nicht leugnen, daß er im Kreise eine ökonomische Stellung einnahm, die ihn allmählich zu einer ganz einflußreichen Persönlichkeit machte. Es war nicht unmöglich, daß Kjel Sparbankdirektor werden würde. Man munkelte allerlei darüber, wie die Stimmen fallen würden. An mehr als einer Stelle hatte der Doktor ein Vögelchen davon singen hören.

Kjel ließ sich nicht aus seinem gefunden, unerschütterlichen Humor herausbringen; er ließ sich nicht zu irgend welchen Ausschweifungen der Zeit hinreißen, war ganz unempänglich für ansteckende Ideen, wenn er auch zuweilen den Mund davon voll nahm, seiner kraftideal theoretisierenden Ehehälfte zu Gefallen.

„Dem Kleinen Vaard geht es wieder ganz gut, Vente,“ meldete der Doktor, als er nach Hause kam und sich des Wolfspelzes und der Reifestiefel entledigt hatte; „diese Magenkrämpfe verlieren sich ebenso schnell wieder, wie sie kommen. Sprach unten auf der Landstraße mit Doktor Stenwig; er kam gerade daher, alles in bester Ordnung. — Er hält Thekla Vorträge, wie Du Dir wohl denken kannst,“ blinzelte er ihr zu, „es ist da drinnen bei ihnen jetzt das reine Professorenkollegium über Kinderbehandlung — Vermutungen, weshalb sein Magen in Unordnung geraten ist und weshalb er sicher

bald wieder in Ordnung kommen wird. Thekla, weißt Du, will der Sache stets bis auf den rationellen Grund gehen, und der Doktor giebt so viele Erklärungen, wie sie nur irgend für bare Münze annehmen will.“

„Hier ist eine Einladung für Dich vom Gutsbesitzer auf Ragnereed gekommen — zu heute abend als vierter zu einer Partie Whist, zusammen mit Kjel,“ berichtete Vente. „Aber ich bin der Ansicht, daß Du Dich zu unserm altgewohnten Verkehr halten, Daarvig, und Dich nicht aus Deinem Kurs bringen lassen sollst. All dies Herumgöttern mit Kartenspielen und Grogtrinken, wie es Kjel betreibt, ist nichts für uns.“

„Ach nein, aufrichtig gestanden, paßt es mir gar nicht, am Kartentisch zu sitzen und der Partner meines eignen Sohnes zu sein und mich mit seinen Witzen traktieren zu lassen. Aber man muß das Seine thun, um den Jungen zu stützen, weißt Du?“

„Ich finde im Gegenteil, es ist an der Zeit, daß wir uns gegen allzu große Gleichstellung wahren. Du bist Doktor Daarvig, Du hast Deine Ehre und Dein Ansehen mit der redlichen, sauern Arbeit eines ganzen Lebens bezahlt; das soll Dir niemand nehmen, weder im Glück noch im Unglück,“ rief sie in heftiger Erregung aus. „Unser Haus soll unser Haus bleiben, das wir vor Gott und Menschen erbaut haben. Und Kjels Haus soll Kjels sein. Wir gewinnen weder an Ehre, noch an Geld und Gut durch sie, mögen sie noch so hoch bauen.“

„Was hast Du nur einmal, Vente? Ich glaube wirklich, Du kannst Thekla auch nicht mehr leiden; daß Du Kjel in Acht und Bann gethan hast, weiß ich ja,“ murmelte er verstimmt vor sich hin.

„Freilich ist sie eingebildet,“ begann er nach einer Weile in versöhnendem Ton, „brüftet sich reichlich arg, wenn sie so ins Zimmer hineingefegt kommt. Aber Du bist gerade die Persönlichkeit nicht, die sich fortsetzen läßt, Du!“

Vente sah ihn mit einem eigenartigen Blick an. „Wir wollen unser eignes, altmodisches, verschliffenes Silberzeug behalten, das mit Vaard Daarvigs Namen gestempelt ist. Unser Haus ist nicht auf Kjels großartige Spekulationen begründet. Es steht auf Dir und mir und soll darauf stehen bleiben.“

„Wie feierlich Du die Sache auffaßt, Vente! Es hat stets den Anschein, als wenn Du nichts von Kjel hören magst! — Uebrigens finde ich selber, daß er mir jetzt bald ein wenig von meinem Kapital zurückzahlen könnte,“ meinte der Doktor.

„Mahne ihn nicht, Daarvig; es könnte ihm im Augenblick leicht unbequemer sein, als er eingestehen möchte. Und — beinahe hätte ich gesagt „Gottlob!“ — wir haben kein Geld mehr, um ihm zu helfen, falls — er es nötig haben sollte.“

„Ach nein, jetzt hat es ja den Anschein, als wenn er sich selber helfen könnte.“ Der Doktor verließ pfeifend das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Am fünf Kartoffeln.

Skizze von Abraham Reisen.

„Nu, was, mar kann schon die Kartoffeln abseihen?“

Freide machte ein sehr ernstes Gesicht und blickte nach dem Tisch hinüber, an dem ihr Mann, Schleimeh der Schneider, mit zwei Gefellen arbeitete.

Schleimeh hatte eigentlich keine Zeit, jetzt die Arbeit zu unterbrechen, er hatte noch die Kermel fertig zu machen und ein Paar Hosen zuzuschneiden; als er jedoch das Wort Kartoffeln hörte, entbrannte ihn ihm eine so gewaltige Ehsuft, daß er sofort ausrief: „Was giebt's da noch zu fragen, närrisches Weib! Natürlich abseihen! Sobald Kartoffeln gar werden, seihst man sie ab. Was, warten bis sie ganz zerfallen?“

„Alles weiß er!“ brummte Freide ärgerlich.

„Nu, was? Gute Kartoffeln? Mehlig?“ fragte Schleimeh neugierig, ohne die mürrische Laune der Frau zu beachten.

„Wirst essen, wirst wissen!“ antwortete diese kurz angebunden. „Na, Vande, räunt den Tisch abl Wollen mal frühstücken!“

kommandierte Schleimeh, ein lustiges Feuerchen in den Augen. Die „Vande“, die aus zwei dürren Jünglingen bestand, warf die Arbeit slink zur Seite, gerade so, als gälte es, sie nie mehr wieder vorzunehmen. Sie stellten das Bügeleisen unter den Tisch und waren schon bereit, mit ihren hungrigen Mäandern alles zu verschlingen, was Freide, ihre „gute“ Wirtin ihnen auf den Tisch bringen würde.

Aber Freide war augenscheinlich noch nicht fertig. Sie machte

sich noch mit einer Umständlichkeit am Herd zu schaffen, als hätte sie da mindestens Säuerer gebraten.

Als Freide endlich den Kartoffeltopf vom Feuer herunternahm und ihn auf die Küchenbank stellte, atmeten die beiden Gesellen auf. Schleimeh selbst aber, im Vollbewußtsein seiner Vorrrechte als Wirt und Meister, trat an den Topf, und bevor Freide die Kartoffeln noch abgeseiht, hatte er bereits eine Kartoffel gepackt; diese war jedoch so heiß, daß er sie mit einem schmerzlichen Ausruf auf den Boden fallen lassen mußte.

Die beiden Gesellen, die diesem Kartoffelraub anfangs mit großem Neid zuzusehen, empfanden jetzt Genugthuung und verbissen mit Mühe ihre Schadenfreude, bis sie endlich in ein befreiendes Lachen ausbrachen.

Freide aber geiferte los: „Dreißer Hals! Einhalten kann sich das nicht! Als ob sich nicht das Aufragen verkaufen!“

Aus dem Gefesse seiner Frau hatte sich Schleimeh stets herzlich wenig gemacht, besonders jetzt, da es an die Kartoffeln ging; während die Kartoffeln abgeseiht wurden, machte er wieder Miene, vom Topfe eine Kartoffel zu erwischen. Freide aber durchschaute seinen Plan und fuhr ihn mit wildem Jörn an: „Du läßt mich, Freßer, absehen die Kartoffeln, oder nicht! Wenn nicht, schütte ich sofort die Kartoffeln auf den Boden!“

Schleimeh fürchtete um eine Kartoffel alle zu verspielen, und ging, lücheln nach dem Topfe schielend, sich die Hände waschen.

„Ihr habt, wie's sieht aus, Angst vorm Heizen,“ versuchte einer der dürren Gesellen, Wärschil, beim Händewaschen sich in ein Gespräch einzulassen.

Schleimeh antwortete nicht, sondern warf ihm nur einen Blick zu. Der Geselle bereute es schon, den Meister vor dem Frühstück gereizt zu haben, und that in seinem Herzen ein Gelübde, dem Meister gegenüber nie mehr „seitige Sachen“ zu berühren. „Nehm' ihn der Teufel, häng' er sich auf!“

Die „Bande“ setzte sich an den Tisch. Freide trug zuerst Brot auf, darauf brachte sie ein paar saure Gurken.

„Gut, gut!“ lobte Schleimeh, „Kartoffel liebt eine saure Gurke, das liegt so in ihrer Natur. . . Gut, Gut!“

Bald hatte Freide eine große, leere Schüssel auf den Tisch gestellt. Dies war das dritte Räuten. „Die Kartoffeln kommen!“ Thatsächlich trug Freide nach einem Augenblick den Topf mit beispielloser Geschicklichkeit herein und begann, ihn in die Schüssel zu leeren.

Schleimeh blickte neugierig auf die Kartoffeln, wie sie einander über-rumpelten, in die Schüssel lustig herniederjagten, und rief höchst zufrieden: „Gut, sehr gut! Ein geschicktes Weibell! Nur scheint es mir, ein bißel knapp!“ Er sah, daß die Schüssel nicht voll wurde.

„Wird sein für Dich genug, wirst nicht sterben vor Hunger!“ versetzte Freide streng.

Schleimeh nahm die erste Kartoffel, nach ihm langten die beiden bleichen, dürren Gesellen, Hertschil und Wärschil, zu und das Mahl begann. Nach der zweiten Kartoffel war Schleimeh schon im besten Zuge und schob die Rutze ein wenig zurück, als störte sie ihm beim Schlingen, und die beiden bleichen, dürren Gesellen verfolgten stauend die Kartoffeln, die in ihres Meisters Mund verschwanden; für sie waren die Kartoffeln zu heiß. Sie fürchteten für ihren Anteil, wenn sie warten sollten, bis die Kartoffeln sich abkühlten; der Meister konnte sie „mieß“ hereinlegen, und so verfrachten sie die heiße Speise.

Als Schleimeh bei der sechsten Kartoffel angelangt war, öffnete sich die Thür und in die Stube trat Hjene, die Schustersfrau. Sie wohnte den Schneiderleuten gegenüber und war mit Freide verwandt. Schleimeh selbst — unter uns soll es bleiben — stammte zwar auch nicht von allzu großem „Nicksuß“, aber dennoch glaubte er mit der Schustersfrau keinen besonderen Staat machen zu können; deswegen war er jedesmal über ihren Besuch unzufrieden und mochte sie nicht leiden.

„Wo ist Freide?“ fragte Hjene mit einem Seitenblick nach dem Tische, wo die Bande saß und das Mahl vertilgte.

„Ich weiß, wol!“ brummte Schleimeh trocken. „Wohl in der Küche.“

„Ich bin hier, Hjene!“ ließ sich Freide aus der Küche vernehmen. Freide trat aus der Küche.

„Wenn man muß vollfüttern solch eine Bande!“ Nagte sie vor der Verwandten. „Man hat in einemfort die Hände voll zu thun, Gottlob!“

„Du hast heute gekocht zu Frühstück Kartoffeln?“ fragte Hjene, mit hungrigen Augen nach dem Tisch hinüberschielend.

„Ja, Kartoffeln,“ antwortete die Wirtin feuszend. „Ich hab sogar keine Zeit zum Essen. Nimm, Hjene, eine Kartoffel,“ fügte sie so nebenbei hinzu.

Schleimeh räusperte sich wütend, und die beiden Gesellen wurden noch bleicher.

„Man muß wirklich kosten eine Kartoffel!“ Hjene erhob sich und trat an den Tisch.

Schleimeh schnellte empor und setzte sich wieder, ganz ratlos in seiner Wut.

„H—eine Kartoffeln!“ lobte Hjene, die Kartoffel mit großem Appetit verzehrend.

„Sollt es wieder ausbrechen!“ fluchte Schleimeh im Stillen.

„Sehr gute Kartoffeln! Wo hast sie gekauft?“ Sie konnte sich nicht satt loben und nahm eine zweite Kartoffel.

Schleimeh erzitterte. Hätte er sich nicht geschämt, hätte er die Schüssel zu sich hingegriffen. Er konnte dies jedoch nicht über sich gewinnen und räusperte sich nur einige Mal.

„Ausgezeichnete Kartoffel, schmilzt im Mund!“ lobte Hjene und nahm eine dritte.

„Nehmen soll Dich die Pest! Diese Chuppest!“ wütete es in Schleimeh. „Den Schädel werd' ich ihr spalten.“

„Morgen, so Gott will, muß man auch kochen Kartoffeln. Habe schon lange keine gekocht.“

„Wenn man hat nicht, kocht man nicht, iszt nicht!“ brummte Schleimeh ärgerlich. Ihn befiel nur der eine Gedanke, diesem armen Weibe, dieser eiligen Schustersfrau, die ihm seine Kartoffeln twegrah, die Luft am Essen zu vertreiben.

„Nein, das nicht,“ antwortete Hjene, ohne Schleimehs Wut zu verstehen, und nahm noch eine Kartoffel. „Ich habe nur keine Zeit, zu schälen.“

„Schlimm!“ sagte Schleimeh in seinem Innern und warf seinen zwei bleichen Gesellen einen verzweifelten Blick zu, als wollte er sagen: „Bande, was schweigst Ihr! Rettet! Schon vier Kartoffeln!“ Die Gesellen jedoch verstanden diese stumme Sprache nicht, und Hjene nahm eine fünfte Kartoffel.

„Du!“ schrie Schleimeh wild, sobald Hjene draußen war. „Du! Was hast sie gebeten zu essen Kartoffeln, ha? Wohlthätig geworden, was?“

„Ich weiß!“ antwortete Freide schuldbehaftet. „Man kann doch kein Schwein sein. Ein Mensch kommt herein. Bietet man ihm an. Sie braucht doch aber auch kein Schwein sein; sie kann auch haben Anstand und nicht essen!“

„Deine Verwandte soll Anstand haben!“ höhnte Schleimeh. „Deine Verwandten sind sehr anständig! Wenn Moischke, Dein feiner Onkel, kommt mal Schabbes, frißt er alles weg. . .“

„Schweig!“ empörte sich Schleimeh, der schon den Boden der Schüssel erblickte und sich erinnerte, daß noch fünf Kartoffeln mehr dagesessen wären, wenn nicht dieses Weibsbild dazwischen-gekommen wäre. Auf sein Teil wären dann noch zwei Kartoffeln gekommen, ja vielleicht drei. . .

„Ich fürcht' mich vor Dir wirklich!“ Freide ließ sich nicht Klein- kriegen. Hertschil und Wärschil nahmen jeder eine Kartoffel. Die Schüssel war schon bedenklich leer, und Schleimeh hätte noch fürs Leben gern Kartoffeln schlingen mögen. Und die fünf Kartoffeln, die Hjene verzehrt hatte, ließen ihm keine Ruh, und er brüllte wieder auf: „Du schweigst! Ich spalt' Dir den Schädel!“

„Ich lach' über Dich!“

Die Schüssel war leer. Schleimeh überkam ein wilder Jörn: die fünf Kartoffeln fehlten ihm thatsächlich — und sie lachte noch über ihn, sie, die solch eine Fresserin zur Verwandten hatte. Die Wut nahm ihm die Sprache. Er suchte nach etwas auf dem Tische herum. Sein Herz war voll mörderischer Wut. Freide sah dies, und ihre Empörung stieg: sie hatte keine einzige Kartoffel ge- lostet, sie hatte keine Zeit dazu gehabt, und er hatte sich wie ein Bauer voll gefressen! Und da hat er noch zu schreien! Jetzt kreischte sie auf:

„Mörder, Du! Fresser! Trinkebold!“

„Wo ist die Schere? Die Schere! Die Schere!“ raste Schleimeh. „Ich spalt' ihr den Schädel!“

Und die Stube hallte wieder von einer regelrechten Schlacht. —

### Kleines feuilleton.

k. Die Stimme aus dem Paradiese. Von einer Kriegslift Bu Hamaras, des Prätendenten in Marokko, erzählt A. J. Dawson in einem Artikel über Marokko, den er in der „Fortnightly Review“ veröffentlicht. Bu Hamara, der „Vater der Eselin“, weiß seine Anhänger selbst bei einer Niederlage im Zaume zu halten. „In der Nähe von Tazza gelang es den Truppen des Scherifs, in einem Gefecht den Truppen des Prätendenten eine schwere Niederlage beizubringen. Einer der Anhänger des „Rogui“, der mit ihm durch dick und dünn ging, warnte ihn darauf, weil im Lager große Unzufriedenheit herrsche. Der Rogui beriet mit ihm, was zu thun sei. Das Ergebnis war, daß er in seinem Zelt ein Grab grub, darin den Anhänger bettete und ihm ein hohles Bambusrohr so in den Mund gab, daß die Luft von oben zu ihm dringen konnte. Dann berief der Prätendent eine Deputation der Mißvergnügten. „Liebe Söhne,“ sagte er, „ich höre, daß unter Euch Narren und Zweifler sind, die murren, weil einige Eurer Kameraden von der Hand Eurer Feinde, der Freunde der Ungläubigen und Anhänger des Erz- renegaten, der sich Euer Sultan nennt, gelitten zu haben scheinen. Das ist thöricht von Euch, aber ich möchte Euch beruhigen. Daher sollt Ihr mit jemand sprechen, der in meinem Dienste erschlagen wurde und mir noch in der andren Welt, ohne zu murren, dient. Wir wollen z. B. mit Abder Rahman sprechen, den die Ungläubigen geftern erschossen. Go, Abder Rahman! Go, dort im Paradies! Sprich, bitte, zu diesen meinen schwachherzigen Jüngern!“ Damit schwenkte er seinen Arm, und augenscheinlich aus dem Innern der Erde hörten die einfältigen Stammesangehörigen die Stimme eines verschiedenen Gefährten, der sie wegen ihres Mangels an Mut und Glauben höhnte. Die Stimme beschrieb einen prächtigen Pavillon im Paradies, unter dem ein kristallklarer Fluß lief, daß köstliche, stets völlig reife Früchte nur auf die Hand warteten, die sie pflückten, daß tausend großartige Houris von blendender Schönheit ihn, den dreimal gesegneten Abder Rahman pflegten, der zum Glück im Kampfe für den Rogui starb und nun eine Seligkeit genoss, von der nur den zehnten Teil zu erreichen jeder Mutter Sohn in der

Borde des Prätendenten geradezu im Kampfe mit den Truppen des Scheriffs den Tod suchen mußte. Die Unzufriedenen zogen sich in Ehrfurcht und Scheu beglückt und befriedigt zurück. Von jenem Augenblick an weichen sie sich dem Prätendenten mit Leib und Seele. „Es ist gut, lieben Söhne,“ sagte der Mogui, trat einen Schritt zurück und — stellte einen Fuß auf die Oeffnung, durch die ein unglücklicher Gefährte sprach und atmete. „Aber dies ist jetzt ein geheiligter Ort. Geht denn, und jeder einzige einen großen Stein hierher, damit wir einen Altar errichten und alle Menschen diese Stelle sehen und erkennen können, wo ich einen rief, der Euch von den Freuden des Paradieses erzählte.“ Sie brachten ihre Steine und bauten den Altar. So endete des Moguis Kriegslist, und auch sein treuester Anhänger. . . . —

— Das Klima in Schweden nach der Eiszeit. Dr. Gunnar Anderson veröffentlicht in „Nordiskt Tidsskrift“ über dieses Thema eine Abhandlung, der der „Globus“ folgendes entnimmt: Der gesamte Zeitraum von der endlichen Abschmelzung des Eises bis auf unsre Zeit fönne auf etwa 50 000 Jahre, eher mehr als weniger, veranschlagt werden. Bezüglich der Zeit der hochnordischen Flora macht Anderson darauf aufmerksam, daß man stets, selbst in der alleruntersten und allerärmsten Lage, Reste von Wasserpflanzen (Rauhaant, Lausendblatt usw.) zusammen mit Polarpflanzen finde. Da man inzwischen gegenwärtig nicht diese Wasserpflanzen aus den hocharktischen Gegenden (nördlichstes Grönland, Spitzbergen, Franz-Josephsland) tenne, die in Westarönland z. B. nicht weiter nördlich gehen als ungefähr bis zum 70. Grade nördlicher Breite, meint der Verfasser, daß man für die Zeit der Einwanderung dieser arktischen Flora eine Mitteltemperatur für Juli von mindestens 6 Grad Celsius sehen müsse und annehmen könne, daß sich die Mitteltemperatur in wenigstens 4 Monaten über 0 Grad gehalten habe, und zwar: Mai 0 Grad, Juni 1,5 bis 2 Grad, August 4 bis 5 Grad, September 1 bis 2 Grad. Während eines langen Zeitraumes, vielleicht zwei Drittel der ganzen Postglazialzeit, sei hierauf die Föhre der Alleinherrscher in den schwedischen Wäldern gewesen, lange vor der Fichte, die spät von Osten her eindrang, und lange vor der Eiche, die von Süden her über Dänemark kam. In Osteuropa falle die Nordgrenze der Föhre fast zusammen mit der Juli-Isotherme für 12 Grad Celsius, und in Skandinavien scheine dies gleichfalls der Fall zu sein, weshwegen man annehme, die Mitteltemperatur für Juli habe etwa 12 Grad betragen, als die Föhre in Skandinavien einwanderte, und die Vegetationsperiode ungefähr 6 Monate gedauert. Gegen Ende der „Föhrenzeit“ könne man die Mitteltemperatur des Juli auf etwa 16 Grad, die Länge der Vegetationsperiode auf 8 Monate veranschlagen. Mit der steigenden Wärme sei allmählich der Föhrenwald vom Eichenwald verdrängt worden, und die allgemeinen klimatischen Verhältnisse seien zur Einwanderungszeit der Eiche ungefähr die gleichen gewesen wie gegenwärtig. Die Ostsee war wahrscheinlich noch ein geschlossenes Süßwasser-Zusammenmeer. Soweit man bisher wisse, sei die Temperatur in Schweden gleichmäßig gestiegen, ohne Unterbrechungen vom Schluß der Eiszeit bis zur Einwanderung der Eiche vor etwa 15 000 Jahren. Doch habe sich während der Eichenwaldperiode die Temperatur eine Zeitlang sehr bedeutend über die gegenwärtige erhoben, worauf sie gradweise wieder gesunken sei. Dieser warme Zeitraum, der mit dem abnehmenden Steinzeitalter zusammenfalle, sei nicht nur durch Pflanzenuntersuchungen konstatiert worden, sondern auch die Tiere jener Periode wiesen in diese Richtung. Aus Untersuchungen der Ausbreitung der Haselnußstaude in Schweden in Vergangenheit und Gegenwart leitet Anderson ganz genaue Zahlenangaben für diese Temperatursteigerung ab. Danach sei in diesem wärmsten Teil der Eichenperiode die Mitteltemperatur in den Monaten Mai bis September um 2,4 Grad höher als jetzt gewesen; das bedeutet also ein wesentlich wärmeres Klima als jetzt. Der Unterschied zwischen der Julitemperatur zur Zeit der Einwanderung der arktischen Flora (+ 6 Grad) und dem wärmsten Zeitabschnitt der Eichenperiode (+ 15,8 Grad) sei nicht größer, als daß man sagen könne, daß eine Temperaturerhöhung von 2,4 Grad uns ein gutes Stück den Eiszeitverhältnissen näher bringe. —

**Technisches.**

— **Nahtlose Blechwaren.** Ueber Metallwaren, die vorläufig noch mit der Hand angefertigt werden, die aber recht wohl bei dem gegenwärtigen Stande der Blechpressung und Stanzung mechanisch gewonnen werden könnten, berichtet die „Technische Rundschau“ nach dem „Centralblatt der Walzwerke“: Die chemischen Fabriken bedürfen größerer Mengen von Messen, Schalen und Säufeln, Häfen und Häfen, Kühl- und Verdampfungsgefäßen, die jetzt meist an Ort und Stelle mit Hand angefertigt werden und einen dankbaren Erwerbszweig für die Hessel- und Stupferschmiede bilden. Alle diese Gefäße lassen sich ebenso gut und dauerhafter auf der Presse herstellen. Wechnlich verhält es sich auch mit dem Bedarf der Gärungs- und Nährmittelinindustrie, zu welcher die Betriebe der Brauereien, Brennereien, Zucker-, Satao-, Schokoladen-, Bonbon- und Wisquifabriken zu rechnen sind. Welche Massen von Blechfachen großer und kleinerer Dimension werden nicht in all diesen Betrieben gebraucht! Auch in der Müllelei, Papier- und Cellulosefabrikation, im Transport- und Militärwesen, in den Waffen- und Munitionsfabriken, in Hoch- und Tiefbau, überall finden sich Absatzquellen für neue Artikel, sobald diese alte, bisher mit Hand gefertigte durch billigere und dabei dauerhaftere Maschinenware ersetzen. Diese

Möglichkeit ist freilich erst in jüngster Zeit entstanden, seitdem es gelungen ist, große Hohlkörper nahtlos aus Blech auf altem Wege herzustellen. Eine Schwierigkeit bei der Herstellung und Pressung aus einem Blech war davor zu suchen, daß es an Walzwerken fehle, welche die nötigen Stanzbleche in richtiger Qualität und Dimension liefern konnten, denn die Anforderungen, welche die Presseerei an die Stanzbleche stellen muß, sind, abgesehen von dem großen Format, nicht so leicht zu erfüllen. Die gewöhnlichen doppelt delapierten, listengeglühten Stanzbleche wurden nur in dem Format 2X1 Meter gefertigt und gewalzt und dementsprechend auch nicht anders verlangt. Jetzt hat man sich aber auch für größere Dimensionen eingerichtet und kann die Stanzbleche von den Walzwerken ganz nach Bedarf erhalten. Es ist aber nicht für alle Pressearbeiten speziell Stanzblech nötig. Man kommt z. B. auch ganz gut mit im Flammofen geglühten Siemens-Martin-Stanzblechen aus, wenn die Waren nur vier bis fünf Manipulationen in die Tiefe beim Pressen erfordern. Beim Pressen auf größere Tiefen sind aber Special-Stanzbleche zu verwenden. Bei Waren, welche wegen ungewöhnlich großer Wandstärke warm gepreßt werden müssen, sieht man am besten von listengeglühten, doppelt delapierten Stanzblechen ab.

Die Hohlkörper, welche fünf- bis sechsmal durch die Ziehpresse gehen müssen, um bei jedem neuen Zug enger und tiefer zu werden, sind ganz bedeutenden Beanspruchungen im Material ausgesetzt, weil die üblichen Pressen das Blech zu schnell durchziehen. Bei den hydraulischen Pressen neuester Konstruktion hat man das zu vermeiden gesucht, indem man beim Niederziehen die Presse langsam arbeiten läßt, so daß das Material nicht durchreißen kann, sondern sich unversehrt unter größter Schonung und gleicher Verteilung durchzieht. Das ist deshalb von großem Wert, weil man durch das bedächtige, schonende Arbeiten der Presse Bruchstücke so gut wie ganz vermeidet und hierdurch den Fabrikationsertrag der Presse steigert. Der Mühsal erfolgt dagegen wesentlich schneller und ist die Zeitdauer des ganzen Arbeitsvorganges deshalb auch nicht länger als der der alten Ziehpresse. Zur Herstellung kleiner Waren dieser Art eignet sich aber die hydraulische Ziehpresse wegen ihres langsamen Ganges nicht, und man wird hierzu immer der Naderpresse den Vorzug geben müssen. —

**Humoristisches.**

— **Jensbod und Järdeleutnant.** Der Jägermajor hat von seinem hohen Herrn den dringenden Auftrag erhalten, einen nordischen Jagdgast, Herrn v. A. . . . auf einen guten Jensbod zu Schutz zu bringen. — Endlich — nach langer Mühe!

Major: „Im Gott's Will'n, duad's Camer, sehn's 'n dort beim groh'n Stoa'!“ — Herr v. A. . . . beugt widerwärtig den stolzen Nacken und birst sich an. — „Ja so duad's Camer do'. Er sieht Cahna ja!“

Se. Alpine Majestät, Herr v. A. . . . von Magl in seinem Standesgefühl auf das tiefste verlegt, richtet sich stramm auf: „Er soll mich sehen!“

Major: „Himmel, Herrgott, Satca, jetzt is er scho' dahi a!“ —

— **Wahres Geschichtchen.** In einer größeren Stadt Westfalens wurde nachts ein Rechtsanwalt, der sich erst kurze Zeit zuvor dort niedergelassen hatte und ein Anhänger des Gambirinus war, von einem Polizisten in einer Straßentür schlafend gefunden. Dieser entreißt ihn ziemlich unfaust Morpheus' Armen und erhält auf die Frage: „Was machen Sie hier?“ zur Antwort: „Ich habe mich hier als Rechtsanwalt nieder gelassen.“ —

— **Kindermund.** Lehrer: „Warum kommst Du zu spät?“ Karlchen (freudestrahlend): „Herr Lehrer, heit kriege mer immer — zwei hawe mer schon!“ —

(„Jugend.“)

**Notizen.**

— In München haben sich einige Mitglieder der verkrachten „Elf Scharfrichter“ und andre Brett-Leute zu einem neuen Kabaret vereinigt, das sie die „Sieben Tanten-Mörder“ nennen. —

— Das Opernhaus wird am 14. Februar mit „Lohengrin“ oder „Mienzi“ (neu einstudiert) wieder eröffnet. —

— Erlangers zweifaktige Oper „Ritter Diab“ fand bei der Erstaufführung in Prag eine freundliche Aufnahme. —

— Im Münchener Prinz-Regenten-Theater finden die diesjährigen Wagner-Festspiele vom 12. August bis 11. September statt. Zur Aufführung gelangen: „Tristan und Isolde“ (zweimal), „Der fliegende Holländer“ (viermal), „Die Meisteringer von Nürnberg“ (zweimal) und „Der Nibelungen Ring“ (dreimal). Die musikalische Leitung haben Felix Motil, Arthur Nikisch und Franz Fischer übernommen. —

— In der Moslauer Hofoper erzielte Anton Arensky's Oper „Kala und Damajanti“ einen starken Erfolg. —

— Die Dresdener Künstlergruppe „Elbier“, die bisher der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft angehörte, hat sich dem Deutschen Künstlerbund in Weimar angeschlossen. —

— Ausgesiebter Kornradensamen soll nicht mit Futtergetreide vermengt werden. Der Samen ist giftig. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 31. Januar.